

Die »Idealisierung unserer Sinne« zu tun. Statt ein »Sichausleben« will er ein »Sichausarbeiten« und ein »Sichindenten«.

Er will die Goethesche Geistesgesundheit erwecken in einer menschenfreundlichen Schönheitslehre\*).

»Hätte ich nicht«, schreibt er als 64jähriger, das ganz unverdiente Glück, von Haus aus ein kerngesunder, arbeitsfreudiger, genußfroher Kerl und von oben bis unten mit Liebe und Dankbarkeit geladen zu sein, dann würde ich alle Tage beten: Herr der Heerscharen, laß träufeln in mein Gemüt doch wenigstens den Schein und die Verehrung der Gesundheit, auf daß ich durch Suggestion teilhaftig werde jenes *Starkeu Humors*, der zur Verwandlung dieses irdischen Jammertales in eine Schauburg der Schönheit und Schaffensfreude vomnöten ist.«

Für Hirth gab es nur einen Weg zu würdevoller und wahrhaft sittlicher Ästhetik. Und dieser Weg ging über die Stärkung der leiblichen und geistigen Kräfte, über die harmonische Übung und rechtzeitige Enthaltbarkeit, über die siegesgewisse Bekämpfung der Unfreiheit in jeder Form und mündete in der Einfachheit und Fröhlichkeit des Herzens.

Und weil er selbst diesen Weg ging, konnte Georg Hirthfeld dem Toten nachrufen, er sei »ein von Blüten umkränzter, fester Fels« gewesen.

Hirth kannte kein Hin- und Herschwanken, für ihn war das, was er unter Freiheit verstand, wie wir später noch sehen werden, unverrückbar feststehend. Der Mensch soll sich seine göttlichen Ideale selbst schaffen und den Willen zur Freiheit — zu jener edelsten Freiheit, die keine Spur von Willkür an sich trägt — zur Lebensmaxime machen. Mit dem Nismet oder dem christlich quietistischen die Hände-in-den-Schoß-legen konnte Hirth nichts anfangen. Da er selbst vollkommen auf dem Boden des Determinismus steht, könnte darin ein gewisser Widerspruch in seiner Natur vermutet werden. Und doch war dem nicht so. Er erkennt den Kampf um die Freiheit als ein Glücksspiel an, aber er betont gleichzeitig, daß dies Spiel gespielt werden muß, daß hierbei unsere ganzen Kräfte eingesetzt werden müssen und daß die Anerkennung des orientalischen Nismet ein Mißbrauch des im Menschen wohnenden Funken von Willensfreiheit ist und dazu führt, der menschlichen Faulheit zum Siege zu verhelfen.

Und Faulheit war Georg Hirth so ziemlich das Widerlichste. Nicht daß er im Arbeitsbann darauf vergessen hätte, Sonne zu trinken und die Tage des Lebens zu genießen! Aber Arbeit war ihm Beruf, Notwendigkeit, Bedingung eigener Genußfreudigkeit und Genußfähigkeit. Noch als alter Mann stand er um 5 Uhr morgens auf, frühstückte »wenn die übrige zeitunglesende Menschheit noch schnarcht« und ging dann sofort an die Arbeit. Am Nachmittag liebte er eine Spazierfahrt zu machen und Freunde beim Kaffee bei sich zu sehen. Er trank nahezu keinen Alkohol und hielt ihn für den Vergifter und Entarter der Menschen. Er hatte den Schlaf des Gefundenen. In seinen letzten Lebensjahren wachte er oft in der Nacht auf und ging an den Schreibtisch, um zu arbeiten. Er hatte deshalb sein Bett in seinem Arbeitszimmer. Seit einer Lungenaffektion im Jahre 1906 hat er auch nicht mehr geraucht. Er arbeitete, wie stark Produzierende stets arbeiten: unter voller Konzentrierung seiner Gedanken auf den Gegenstand, daher rasch trotz großer Grindlichkeit.

Es ist für Hirth charakteristisch, daß er seine Anschauungen über den Alkohol, wie eigentlich alles, über das er als ein ernsthaftes Problem nachgedacht hat, in wissenschaftlicher Weise publiziert. Er schrieb eine wertvolle Abhandlung über das »erotische Temperament und die alkoholische Entartung«, in der er unter anderem für die Ehefrauen einen wirksamen, unter Umständen strafrechtlichen Schutz gegenüber dem trunkenen Gatten fordert und mit kraftvollsten Beweisen die Männer beschwört, im Alkoholausmaß, wozu auch die leichteste Form des Angeheitertseins gehört, geschlechtlichen Verkehr nicht auszuüben, weil dadurch die Nachkommen degenerieren. Ihm, als einem, der die Entlastung der Menschheit von den Sünden der Väter erstrebt, ist der Alkohol ein Todfeind. Und nicht nur deshalb, sondern auch weil er mit Recht im Alkohol den Faktor erblickt, der das Liebesleben des Menschen verrotzt und die Liebesfähigkeit, namentlich des Mannes, vorzeitig beendet.

Georg Hirth war ein Meister der Liebe. Kaum einen deutschen Schriftsteller hat es zu seinen Zeiten gegeben, der über die Psychologie der Liebe so nackt geschrieben hat wie er. Man hat ihm das vorgeworfen, man hat die Nase gerümpft (nachdem man listern seine Sachen gelesen), man hat ihn nicht verstanden. Ihm war es auch in der Behandlung der sexual-ethischen Fragen um den Kampf gegen die Heuchelei der Kirche und ihrer Diener zu tun, um die Bloßstellung jener geilen Mucker, die unser gesundes natürliches Volksempfinden für die

Natürlichkeit und Würde sexueller Dinge bis in den Grund hinein verdorben haben. Georg Hirth war so mutig, wahr zu sein und den sexuellen Akt als einen Akt der Erhabenheit aufzufassen und jeden Versuch, in ihm etwas Schmutziges, Niedriges zu sehen, als ein Verbrechen zu brandmarken. Vorwiegend durch die Kirche ist jener Zug der Heuchelei in unser Liebesleben gekommen, der uns weit weg führt aus dem seligen Land der Schönheit. Um aber zurückzufinden, ist die Idealisierung unserer Sinne notwendig.

Dieser Grundzug in seiner Auffassung hängt eng mit seinem Standpunkt der Religion gegenüber zusammen. Er war ein Anhänger Paedels, und einmal in allen seinen Schriften fand ich auch den Ausdruck »nach meiner monistischen Anschauungsweise«. Ihm ist Religion Entwicklungsstadium menschlicher Geistigkeit. Er sagt: »Ich kann in den Religionen der Menschheit nur eine ebenso notwendige als interessante Entwicklungsstufe erblicken, die durchgemacht und überwunden werden muß, bevor unser Geschlecht in das noch bewunderungswürdigere Mysterium der inneren Freiheit oder sagen wir: des biologischen Idealismus eintreten kann. Hier erst erblühen aus tiefster Einsicht jene höchsten Tugenden des Herzens, die wir bisher nur als glückliche Entfaltungen edler Instinkte oder als Produkte sorgsam gepflegter Gottesfurcht kennen gelernt hatten.«

Während Hirth jeder Metaphysik und Teleologie (ausgenommen der in der Annahme der biologischen Entwicklungskurve ja schließlich auch vorhandenen) ablehnend gegenübersteht, ist er doch keineswegs arm an religiösem Empfinden\*). Er weiß nur, daß dieses eigene Gefühl dem durch den augenblicklichen Standpunkt des *genus humanum* bedingten Entwicklungsstadium entspricht. Daß ihm die Konfession als etwas Überflüssiges erscheint, die Kirche als etwas im Vergleich zum Entwicklungsstadium der Kulturmenschheit Atavistisches, ist bei ihm selbstverständlich. Hirth wehrt sich einmal in einem Aufsatz »Sind wir gottlos und irreligiös?« gegen den Vorwurf, er sei ein Atheist. Und was er schreibt, ist wertvoll für sein Porträt, das wir in diesem Blatte festlegen wollen:

»Es ist mir, wie sicherlich vielen Gleichgesinnten, schmerzlich, wenn man von uns sagt, wir seien Atheisten und wir haben keine Religion. Wahelich, den Namen Gottes möchte ich so wenig aus unserer Muttersprache verbannt wissen, wie ich vor Freunden wie Feinden als irreligiös gelten möchte. Und zwar wirklich aus dem wahrhaftigen Grunde, weil ich Gott nicht leugne, sondern nur an den Gott nicht glauben kann, an den glauben zu müssen mir zugemutet wird. Alles, was über Menschenkraft geht, ist mir »Gott«; ich sehe ihn nicht, ich bin nicht so anmahend, ihn zu beschreiben, oder auch nur als ein menschenähnliches Wesen zu betrachten, und bei allem Respekt vor Moses und den Propheten kann ich in den Offenbarungen nur menschliche Gesichte von subjektiver Färbung erblicken; aber ich leugne Gott nicht, weil zum Leugnen ein weit über meine Kraft reichendes Wissen gehören würde. Und warum soll ich ihn leugnen? Etwa weil ich meinen brennenden Idealismus nicht in einer der zwanzig oder dreißig Religionen unterbringen kann? Soll ich den hundertelei Pfaffen des Erdenrundes den Gefallen tun und leichten Sinns auf mein ewiges Recht auf Gott verzichten, nur weil ich nicht nach ihrer Pfeife tanzen mag?«

In einem Brief an die Abiturienten des Gymnasiums zu Altenburg schrieb Hirth: »Pfleget die Religion des Mitleids und der Dankbarkeit.«

Man möchte wünschen, daß die Millionen von Betschwestern und maschinenmäßig Gebete plappernden Betbrüdern so ernst, so ehrfürchtig sich mit Gott beschäftigten wie dieser Heide. Die Welt wäre Gott näher. Man hat von ihm behauptet, daß die religiöse Frage ihm wenig Sorge mache, und daß sein Verhältnis zur Welt des Göttlichen leicht war. Das erstere ist richtig. Warum sollte er sich Sorgen machen, da er volle Klarheit seiner Empfindung hatte? Daß aber sein Verhältnis zum Göttlichen leicht war, ist eine unwahre polemische Behauptung derer, die keinem Menschenherzen erlauben wollen, zu Gott zu kommen, es sei denn durch die von Menschen gemachte Kirche. Diese Kirche hat er verachtet, weil er glaubte, ihre Verderbtheit, ihre Unwürdigkeit, sich als ein Organ Gottes zu betrachten, aus der historischen und aus der zeitgenössischen Erfahrung kennen gelernt zu haben. Ein Organ menschlicher Machtpolitik kann nichts mit Gott zu tun haben. Aus dieser Ansicht entsprang seine Stellungnahme, die wir hier nicht zu kritisieren, sondern nur als Tatsache zu berichten haben. Mit spekulativer Philosophie hat sich der Latmensch Hirth nicht abgegeben. Die Gründe sind aus dem, was wir von ihm bereits wissen, ableitbar. Den Pessimismus Schopenhauers und seiner Gefolgschaft

\*) Die Idealisierung des Geschlechtstriebes behandelt Hirth in seinen beiden entzückenden Aufsätzen »Goethes Christiane« und »Goethe und die beiden Sinnlichkeiten«. Beide Aufsätze in den »Wegen zur Liebe«.

\*) Vgl. »Wegen zur Liebe«, S. 594, wo er über das schreibt, was der Mensch über das Grab hinaus behält. »Alles«, sagt er, »ist nun Religion, nur Religion, und zwar Religion ohne Konfession. Nirgends ist in Wirklichkeit die Konfession nebensächlicher als an der Pforte des ewigen Friedens.«